

Das Dreigestirn.

Roman von Hans v. Spiegelberg.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg schritt in seinem Arbeitszimmer unruhig auf und nieder. Schwere Sorgen lagen auf seiner Stirn. Der Gang der Verhandlungen des Kongresses bewährte sich nicht. Aus dem Chaos der diplomatischen Aktionen ließ sich bisher nur das eine betrübende Resultat klar erkennen, daß die ungeheuren Opfer, die Preußen für Deutschland in den Kriestämpfen der letzten Jahre gebracht hatte, keineswegs den gebührenden Lohn finden sollten. Ueberall durchkreuzten mächtige Feinde, eifersüchtige Nebenbuhler durch schlau erkonnene Intrigen seine Pläne, seine berechtigten Hoffnungen und Erwartungen. Vergebens rang er jetzt seit Wochen nach einer Erweiterung des preussischen Besitzes, nach der Anerkennung der preussischen Ansprüche auf Theile Sachsens, das sich wegen seiner Parteinahme für Napoleon auf die Abtretung einer Provinz an den Hohenzollernhaat gefast machen mußte; vergebens drang er auf eine Regelung der polnischen Frage, die von Tag zu Tag brennender wurde. Kümmerlicher und immer kümmerlicher wurden die Aussichten auf eine festbegündete Neuordnung Deutschlands, das anstatt eines festgefügteten Reichthums, an dessen Leitung auch Preußen seiner Vergangenheit nach einen Antheil hätte haben müssen, zu einem schwächlichen deutschen Bunde herabgewürdigt werden sollte.

Und überall begegnete Hardenberg, begabene Wilhelm von Humboldt, der zweite preussische Bevollmächtigte, den geschickten Maximilian Talleyrand's. Der Vertreter desselben Landes, das man soeben erst mit bewaffneter Hand niedergeworfen hatte, den man anfangs gar nicht zu den Verhandlungen zulassen wollte, hatte es verstanden, mit einer Gewandtheit sondergleichen, die Fäden in seine Hände zu bekommen, die fremden Mächte für sich zu gewinnen. Ueberall hatte der schlaue Fuchs seine Hände im Spiel, schürte gegen Preußen, mißfiel sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands und schien die alte Ueberlegenheit der französischen Politik, welche erst die Gewalt der Waffen gebrochen hatte, neu beleben zu wollen.

Und noch eine andere Sorge lastete schwer auf dem Haupte des preussischen Staatskanzlers.

In den letzten Tagen hatte sich der Kongreß mit dem Kaiser Napoleon beschäftigt. Man hielt den gewaltigen Mann nicht für hinreichend sicher auf Elsa, man plante, ihm einen anderen Wohnsitz, weiter entfernt von der europäischen, zumal der französischen Rüste anzuweisen, ja von Seiten Deutschlands war dazu bereits eine weltberühmte Insel im Atlantischen Ocean, St. Helena, angeboten worden. Aber es ließ sich voraussehen, daß Bonaparte sich nimmermehr gutwillig einer solchen Maßregel fügen würde, und da man vor Jahresfrist erst in Form rechtsgültiger Verträge ihm die Souveränität über Elsa zugestanden hatte, so durfte er die gewaltsame Durchfuhrung der Maßregel mit Recht als einen Vertragsbruch ansehen. Ein solcher Vertragsbruch aber mußte ihn zu einem verzweifeltsten Entschluß bestimmen, der bei der in Frankreich herrschenden Gährung, bei dem Haß, der dort in immer weiteren Volkstreffen gegen die Bourbonen um sich griff, leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte. Ja, wenn Napoleon sich seinerseits eine offenkundige Verletzung der Verträge zu Schulden kommen ließ, aber von einer solchen konnte keiner der Agenten der Verbündeten auf Elsa melden. Im Gegenstand: der Kaiser schien ganz den Pflichten als Souverän seines Völkchens zu leben! Und wenn Talleyrand durch den russischen Gesandten den Verbündeten die Mittheilung hatte zugehen lassen, daß zwei napoleonische Offiziere — der Kapitän Dulot und der Lieutenant Gallier — im Auftrage des Kaisers nach dem östlichen Europa abgereist seien, so war das kaum mehr als ein Klatsch, den man nicht gut ernst nehmen konnte, sobald man den persönlichen Haß des Fürsten von Benevent gegen seinen einstigen Gebieter kannte. Ja, wenn man einen zuverlässigen, mit den Verhältnissen auf Elsa vertrauten, gewandten Mann nach der Insel senden könnte! Aber nein!

Der Staatskanzler ging im Geiste die ihm für seine Zwecke zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten durch, als ihm der Hauptmann von Stetten gemeldet wurde.

„Ich lasse bitten!“ Hardenberg war etwas erkrankt über den Besuch des jungen Offiziers, den er erst an der Mittagstafel gesehen und gesprochen hatte, aber er nahm zu viel Antheil an dem Sohne seines alten Freundes,

als daß er ihm nicht stets gern ein Viertelstündchen gewährt hätte.

Stetten trat mit dem Ausdruck großer, nur mühsam zurückgehaltener Erregung in allen Zügen ein.

„Was giebt's, lieber Kurt? Sie machen ja ein ganz sonderbares Gesicht, aus dem man nicht genau herauslesen kann, ob Ihnen ein großes Glück oder ein schweres Unglück begegnet ist. Ich hoffe herzlich das Erstere; vor Allem: Sie haben doch keine schlechten Nachrichten aus der Heimath bekommen?“

„Nein, Durchlaucht! Aber ich muß Ihre Durchlaucht geborsamst um eine Privatunterredung, um Rath und, wenn möglich, um Hilfe bitten!“

Hardenberg machte ein ernstes Gesicht. „Hallo, das klingt ja ordentlich gefährlich! Nun, wir werden ja sehen! Bitte, nehmen Sie Platz, Stetten. So, und nun heraus mit der Sprache!“

„Ihre Durchlaucht, ich melde geborsamst, daß sich die Komtesse Savigny-Perigord augenblicklich hier im Palais und in meiner Wohnung befindet. Ich bitte Ihre Durchlaucht inhöflich um Schutz und Beistand für die junge Dame, die sich vor dem Fürsten von Benevent hierher geflüchtet hat.“

„Sind Sie toll, Stetten!“ fuhr Hardenberg auf. „Was sind denn das für Geschichten! Talleyrand's Nichte ist entflohen, in meinem Hause!“ Er war aufgesprungen und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Ist so etwas erhört! Das ist ein schlechter Dank für das Entgegenkommen, Stetten, das ich Ihnen stets bewiesen habe. Ich habe Sie immer für einen verlässlichen jungen Mann gehalten, und nun machen Sie solche Dinge!“

„Wenn Ihre Durchlaucht geflatten wollen —“

„Nein! Nein und abermals nein! Gar nichts gestatte ich! Das ist ja Wahnsinn — der reine Wahnsinn! Ich war wohl auch meiner Zeit ein toller Burche und schredte vor keinem Abenteuer zurück, aber eine Liebslei mit der Nichte eines königlichen Gesandten anfangen, sie in die Wohnung des eigenen Vorgesetzten führen, dann noch dessen Schutz für solche Thorheit erbitten — das ist ja einfach unerhört. So leide es mir thut, Stetten, ich muß unmittelbar an Seine Majestät über den Vorfall berichten!“

„Ihre Durchlaucht, daß hiesie ein unglückliches Weib, das bereits Unsauberes gelitten hat, in die Verzeufung, in den Tod treiben! Ihre Durchlaucht irren auch, wenn Sie annehmen, daß zwischen der Komtesse und mir irgend ein Herzensbündel besteht —“

„Nun, dann weiß ich erst recht nicht, was ich denken soll, und warum Sie sich und nun gar mich in eine beratende Angelegenheit verwickeln!“ entgegnete Hardenberg.

„Man hat mich gelehrt, daß ein Edelmann seiner hilflosbedürftigen Frau die rettende Hand vorzulegen soll, Ihre Durchlaucht!“

„Wir leben nicht im romantischen Mittelalter, Herr v. Stetten, sondern in einer sehr nüchternen Welt. Ich muß mein Ersuchen wiederholen, die junge Dame sofort zur Rückkehr zu ihrem Heim zu veranlassen — das Weitere wird sich dann finden!“

Stetten hatte sich erhoben: „Ich bitte Ihre Durchlaucht inhöflich um Schutz und Beistand für die junge Dame, die sich vor dem Fürsten von Benevent hierher geflüchtet hat.“

„Sind Sie toll, Stetten!“ fuhr Hardenberg auf. „Was sind denn das für Geschichten! Talleyrand's Nichte ist entflohen, in meinem Hause!“ Er war aufgesprungen und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Ist so etwas erhört! Das ist ein schlechter Dank für das Entgegenkommen, Stetten, das ich Ihnen stets bewiesen habe. Ich habe Sie immer für einen verlässlichen jungen Mann gehalten, und nun machen Sie solche Dinge!“

„Wenn Ihre Durchlaucht geflatten wollen —“

„Nein! Nein und abermals nein! Gar nichts gestatte ich! Das ist ja Wahnsinn — der reine Wahnsinn! Ich war wohl auch meiner Zeit ein toller Burche und schredte vor keinem Abenteuer zurück, aber eine Liebslei mit der Nichte eines königlichen Gesandten anfangen, sie in die Wohnung des eigenen Vorgesetzten führen, dann noch dessen Schutz für solche Thorheit erbitten — das ist ja einfach unerhört. So leide es mir thut, Stetten, ich muß unmittelbar an Seine Majestät über den Vorfall berichten!“

„Ihre Durchlaucht, daß hiesie ein unglückliches Weib, das bereits Unsauberes gelitten hat, in die Verzeufung, in den Tod treiben! Ihre Durchlaucht irren auch, wenn Sie annehmen, daß zwischen der Komtesse und mir irgend ein Herzensbündel besteht —“

„Nun, dann weiß ich erst recht nicht, was ich denken soll, und warum Sie sich und nun gar mich in eine beratende Angelegenheit verwickeln!“ entgegnete Hardenberg.

„Man hat mich gelehrt, daß ein Edelmann seiner hilflosbedürftigen Frau die rettende Hand vorzulegen soll, Ihre Durchlaucht!“

der Staatskanzler, anstatt auf seine Bitten einzugehen, ihm eine Elsa betreffende Frage vorlegte.

„Gut! So halten Sie sich bereit, noch heute Abend im allerhöchsten Auftrage dorthin abzugehen. Ihre Anweisungen werden Sie vor der Abreise schriftlich erhalten!“

„Ihre Durchlaucht!“ stammelte Stetten bestürzt. „Und die Komtesse?“

Hardenberg lachte. „Lieber Junge mit scheint, ganz entsetzt hat Ihr Herz doch noch nicht. Im Uebrigen — und nun achten Sie genau auf jedes meiner Worte: ich nehme an, daß die junge Dame, die sich augenblicklich im Palais unter dem Schutze unseres Botschaftsarztes befindet, keineswegs die Komtesse Savigny-Perigord ist! Erwinnere ich mich recht, so hat mich Frau Doktor Fürbringen schon vor einigen Tagen um eine Pflaster für eine Nichte, mit der sie nach Preußen reisen wollte. Das wird also wohl die junge Dame sein — ein Fräulein Müller, wenn ich mich recht entsinne. Und wie ich mich weiter erinnere, wollte Frau Fürbringer das Nichten gen auf dem Lande unterbringen. Ich werde an meinen alten Freund Stetten in Krennrode schreiben, ob er die Dame nicht auf einige Monate aufnehmen will. Habe auch nichts dagegen, wenn Sie einige Zeilen hinzufügen.“

Hardenberg rief sich vergnügt die Hände. „So — so wird es gemacht! Und nun kommen Sie, Stetten, wir wollen Frau Doktor Fürbringer mal 'nen kleinen Besuch machen, ich möchte das Nichten doch gern vor der Abreise auch noch einmal sehen und sprechen.“

Am Abend desselben Tages rollte ein schlicht bespannter Reiterwagen aus dem Pragerthor. Drinnen saßen eine noch jugendliche Frau und ein hübsches Mädchen, Frau Doktor Fürbringer und Fräulein Eva Müller, wie der am Thor wachhabende Polizeibeamte feststellte, die mit einer Paßkarte der preussischen Botschaft in die Heimath zurückkehrten.

Zur gleichen Stunde verließ in südwestlicher Richtung ein anderer Wagen die schöne Donaukadt. Als die Thortwache passirte und der Paß des jungen Mannes, der sein einziger Inhaber war, revidirt wurde, ein unbedächtiger, auf den Namen des Gutsbesizers v. Dörner lautender preussischer Paß, dem die Persönlichkeit des angeblich zu seinem Vergnügen nach dem Süden reisenden Inhabers durchaus entsprach, wurde der Wagen von einem anderen überholt, in dem zwei elegant gekleidete Männer saßen. Herr v. Dörner hörte wie sich diese auf der Wache als Angehörige der französischen Gesandtschaft legitimirten und eifrig nachforschten, ob wohl eine junge Französin die Wache passirt hätte — unter dem Namen de Bernier etwa? Die Frage wurde verneint, und die beiden Männer zogen mißmüthig ab.

Am nächsten Morgen enthielt die amtliche, tägliche erscheinende „Chronik des Kongresses“ unter den zahlreichsten, meist recht banalen Nachrichten, die sie brachte, folgende interessante Personalnotizen:

„Die Gräfin Sophie Potoda ist von ihrer schweren Erkrankung, welche sie sich bei dem Brande des Kasimowski'schen Palaises zugezogen, wieder genesen und tritt im Laufe des heutigen Tages die Reise nach ihrer herrlichen Besitzung Tulzin an. Man bedauert allgemein, daß die ebenso schöne, wie lebenswürdige Frau Wien so schnell verläßt.“

In den Kreisen der Gesellschaft wird man noch den Verlust einer anderen gefeierten Schönheit schmerzlich empfinden. Wie uns aus dem Palais Talhard mitgetheilt wird, wurde die lebenswürdige Komtesse Savigny-Perigord durch eine schwere Erkrankung ihre erlauchten Tante, der Marquise de Robier, zur Rückkehr nach Frankreich veranlaßt.“

Dann folgte weiter unten die ganz kurze Meldung:

„Herr v. Stetten, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Preußen, hat Wien mit längerem Urlaub verlassen.“

Elftes Kapitel.

Man reiste im Jahre 1815 noch nicht mit dem besügelteten Eisenrabe, sondern in der gemächlicheren Kutsche. Aber wenn auch die Schienenwege sich noch nicht durch Europa gezogen hatten und die Kunststraßen selbst mitten in den großen Verkehrsmitelpunkten des Erdtheils in oft reitbar erbarlichem Zustande waren, so konnte man, wenn man über eine gute gefüllte Börse verfügte, doch verhältnismäßig schnell vorwärts kommen.

ner ereignisvollen Woche selbst die Anspannung aller Nerven weniger empfunden hatte — jetzt kam sie nach und machte ihre Rechte geltend. Wie ein Träumender fuhr er durch die berliche Alpenwelt, über den im tiefen Winterschnee ruhenden Brenner; unberührt ließen ihn die zu Eis erstarrten Gassen der Bergtäler, wie die Linden, den sprossenden Frühling kündenden Lössen an den Ufern der Elbe und des Po. Und während er durch die weite Ebene der Lombardie im gleichmäßig schnellen Tempo dahinjagte, führten ihn immer auf's Neue seine Gedanken bald auf den Fürstenhof der schönen Sophie Potoda, bald nach dem schlichten Krennrode, wo er neben der anmuthvollen Louise die holde erste Savigny-Perigord sah! Erwinnere ich mich recht, so hat mich Frau Doktor Fürbringen schon vor einigen Tagen um eine Pflaster für eine Nichte, mit der sie nach Preußen reisen wollte. Das wird also wohl die junge Dame sein — ein Fräulein Müller, wenn ich mich recht entsinne. Und wie ich mich weiter erinnere, wollte Frau Fürbringer das Nichten gen auf dem Lande unterbringen. Ich werde an meinen alten Freund Stetten in Krennrode schreiben, ob er die Dame nicht auf einige Monate aufnehmen will. Habe auch nichts dagegen, wenn Sie einige Zeilen hinzufügen.“

Hardenberg rief sich vergnügt die Hände. „So — so wird es gemacht! Und nun kommen Sie, Stetten, wir wollen Frau Doktor Fürbringer mal 'nen kleinen Besuch machen, ich möchte das Nichten doch gern vor der Abreise auch noch einmal sehen und sprechen.“

Am Abend desselben Tages rollte ein schlicht bespannter Reiterwagen aus dem Pragerthor. Drinnen saßen eine noch jugendliche Frau und ein hübsches Mädchen, Frau Doktor Fürbringer und Fräulein Eva Müller, wie der am Thor wachhabende Polizeibeamte feststellte, die mit einer Paßkarte der preussischen Botschaft in die Heimath zurückkehrten.

Zur gleichen Stunde verließ in südwestlicher Richtung ein anderer Wagen die schöne Donaukadt. Als die Thortwache passirte und der Paß des jungen Mannes, der sein einziger Inhaber war, revidirt wurde, ein unbedächtiger, auf den Namen des Gutsbesizers v. Dörner lautender preussischer Paß, dem die Persönlichkeit des angeblich zu seinem Vergnügen nach dem Süden reisenden Inhabers durchaus entsprach, wurde der Wagen von einem anderen überholt, in dem zwei elegant gekleidete Männer saßen. Herr v. Dörner hörte wie sich diese auf der Wache als Angehörige der französischen Gesandtschaft legitimirten und eifrig nachforschten, ob wohl eine junge Französin die Wache passirt hätte — unter dem Namen de Bernier etwa? Die Frage wurde verneint, und die beiden Männer zogen mißmüthig ab.

Am nächsten Morgen enthielt die amtliche, tägliche erscheinende „Chronik des Kongresses“ unter den zahlreichsten, meist recht banalen Nachrichten, die sie brachte, folgende interessante Personalnotizen:

„Die Gräfin Sophie Potoda ist von ihrer schweren Erkrankung, welche sie sich bei dem Brande des Kasimowski'schen Palaises zugezogen, wieder genesen und tritt im Laufe des heutigen Tages die Reise nach ihrer herrlichen Besitzung Tulzin an. Man bedauert allgemein, daß die ebenso schöne, wie lebenswürdige Frau Wien so schnell verläßt.“

In den Kreisen der Gesellschaft wird man noch den Verlust einer anderen gefeierten Schönheit schmerzlich empfinden. Wie uns aus dem Palais Talhard mitgetheilt wird, wurde die lebenswürdige Komtesse Savigny-Perigord durch eine schwere Erkrankung ihre erlauchten Tante, der Marquise de Robier, zur Rückkehr nach Frankreich veranlaßt.“

Dann folgte weiter unten die ganz kurze Meldung:

„Herr v. Stetten, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Preußen, hat Wien mit längerem Urlaub verlassen.“

Man reiste im Jahre 1815 noch nicht mit dem besügelteten Eisenrabe, sondern in der gemächlicheren Kutsche. Aber wenn auch die Schienenwege sich noch nicht durch Europa gezogen hatten und die Kunststraßen selbst mitten in den großen Verkehrsmitelpunkten des Erdtheils in oft reitbar erbarlichem Zustande waren, so konnte man, wenn man über eine gute gefüllte Börse verfügte, doch verhältnismäßig schnell vorwärts kommen.

ren sorgfältig gereinigt, zahlreiche Neubauten theils schon vollendet, theils im Entstehen begriffen. Eine stark polizeimächtig hielt auf Ruhe unter den ziemlich rohen Insulanern, die Truppenheile, welche Stellen von der winzigen Armee des größten Soldaten des Jahrhunderts sah, schienen vortheilhaft ausgearbeitet und geschult. Als dann Stetten seine Schritte zum Thore hinauslenkte, sah er auch hier überall einen regen Fortschritt: die ehemals verfallenen Wege waren sorgsam ausgebessert, umfassende Neuanpflanzungen hatte stattgefunden, und von den Bergen der Lamen in langen Zügen die Maultiere mit gefüllten Erzfäden. Daß bei einem Napoleon Alles einen militärischen Anstrich haben mußte, war eigentlich selbstverständlich. Ein Heer uniformirter Beamten schien über die ganze Insel vertheilt, und trotz der Kürze des napoleonischen Regiments auf dem Eiland schienen selbst die bürgerlichen Bewohner so manchen Zug soldatischen Geistes angenommen zu haben. Sie waren ohne Zweifel stolz auf ihren Kaiser, dessen Anwesenheit auf ihren einsamen, halb vergessenen Gestaden auch eine Fülle von Neugierigen aus aller Herren Länder nach der Insel gelockt hatte, die ihrerseits dem armen Lande mancherlei Gelegenheit zum Verdienst gaben. Als Stetten zur Mittagstunde in seinen Gathhof zurückkehrte, war er erstaunt, eine ganze Gesellschaft von Engländern an der Wirthstafel zu treffen, die nur nach Elsa gekommen waren, um den entthronten Monarchen zu sehen.

Stetten hatte sich vorsichtig bei dem Wirth nach Madame de Bernier erkundigt. Sie war zur Zeit nicht in Porto Ferrajo anwesend, erfuhr er, sondern seit einigen Tagen verweilt — eine ihm nicht unangenehme Nachricht, da er einer Begegnung mit der Pflegetochter Louise's nicht ohne Wangen entgegen gesehen hätte. Dafür sollte er schon am ersten Tage seiner Anwesenheit auf der Insel dem Kaiser selbst begegnen, als dieser gegen Abend nach dem Kiosk hinaustritt, den er sich auf einem Felsvorsprung bei der Citadelle von Porto Longone hatte errichten lassen, und von dem er jetzt über das Meer nach dem fernen Horizont, zur Küste des Festlandes hinüberschaute. Keiner seiner Vertrauten, weder Bertrand, noch der treue Duval, durften den einsamen Kiosk jemals betreten, wie der geschwähige Wirth vom „Aquila nera“ erzählte.

Der Kaiser tritt mit kleinem Gefolge zum Kiosk. Er war stärker geworden, seit ihm Stetten nicht gesehen, aber er sah schlecht zu Pferde, in nachlässiger, vornübergebeugter Haltung, als ob das Reiten ihm Beschwernis mache. Das Gesicht war blaß, und ein Ausdruck von Unruhe lag auf seinen Zügen: es mochte unaufhörlich arbeiten hinter dieser glatten Stirn, der Schmerz um das verlorene Rang mit dem nimmer ruhenden Thronendrang, mit dem unerfütterlichen Bedürfnis, das brachliegende Genie von Neuem zu beschäftigen.

Am nächsten Morgen erhielt Stetten den Beweis, daß die napoleonische Polizei auf Elsa gerade so vorzüglich organisiert war, wie einst die kaiserliche Polizei von Paris es gewesen. Ein Agent der Sicherheitsbehörde fand sich im Gathhof ein und erbat von Kurt in äußerster Höflichkeit, aber sehr dringender Weise eine Mittheilung über den Zweck seines Besuches auf Elsa und über die voraussichtliche Dauer seines Aufenthalts. Stetten war darauf vorbereitet gewesen, Rede und Antwort stehen zu müssen. Kurt gab er an, daß nur das Bedürfnis, den Kaiser zu sehen, in dem er den großen Soldaten und den bedeutendsten Monarchen der Zeit bewunderte, ihn nach Elsa geführt habe. Seine Güter lägen in Bessalen, und er habe während des Bestehens des Königreichs die wohlthätige Herrschaft des Bruders Seiner Majestät, des Königs Jerome, lebhaft am eigenen Heerde empfunden.

„Wünschen Sie vielleicht Seiner Majestät vorgelassen zu werden?“ fragte der Beamte verbindlich.

„Ich würde es mir selbstverständlich zur besonderen Ehre anrechnen!“

„So werde ich nicht verfehlen, Seiner Majestät von diesem Wunsche Kenntniß zu geben“, erwiderte Jener und ging mit höflicher Verbeugung.

Stetten benutzte den Tag, um nach der kleinen Ziegeninsel, einem felsigen Eiland, das zu dem Lilliputreich Napoleon's gehörte, hinüberzusehen. Er wollte sich, wenn möglich, das Fort anschauen, das der Kaiser dort hatte aufbauen lassen.

Es war ein wahres Geiernest, hoch auf steilem Berghange gelegen, mit starken Bastionen, die Insel und das Meer weithin beherrschend. Wenige Geschütze und eine sehr geringe Besatzung mochten wohl im Stande sein, die weniger durch Kunst, als durch ihre natürliche Lage starke Befestigung monatelang selbst gegen eine ungeheure Uebermacht zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

— Das kommt davon. — Student (der heute ausnahmsweise wirklich mal ein Glas Wasser trinkt will): „Kellner, ein Glas Wasser!“ — Kellner: „Ne, ne, Sie trinken mich nicht dran! Heut' ist der — erste April!“